

Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 32

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

10. August 1935

Erdgebunden. Von Walter Dietiker.

Es wandern Mond und Sterne,
Von dannen weht der Wind.
Es wallen auch so gerne
Die Wolken in die Ferne,
Und Wasser ziehn kristallen
Mit ihnen allen, allen.

Ich aber bin die Aehre,
Bin Baum auf engem Feld,
Bin erdgebundne Schwere
Und meinen Reichtum kehre
Ich still der Scholle zu —
Was willst, o Weite, du?

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig.

10

Hannes nimmt ihm das Bündel aus der Hand und führt den Gebrechlichen wieder in sein Gemach hinauf, wo sich dieser gleich mit den Kleidern zu Bette legt. „Es ist recht, daß Ihr mich noch erwischt habt“, gesteht Felix nach einer Weile mit ehrlicher Aufrichtigkeit. „Ich hätte vielleicht am Morgen nicht mehr geschnauft. Und wenn Ihr das Licht auslöscht, so bekenn' ich Euch jetzt alles. Einmal muß es ja doch sein; aber wenn es hell ist in der Kammer, bring' ich es nicht übers Herz.“

Hannes tut ihm ohne weiteres den kleinen Gefallen, und der Knecht rückt nach einigem Zögern aus:

„Ich habe halt dem Leu seine Frau einmal gern gehabt — nein, nicht noch. Und jetzt hab' ich sie fast einen Monat lang nicht mehr gesehen. Was soll einer da antworten? Oh — wenn ich Euch sagen könnte, wie wunderbar ich es gestern getroffen habe! Sie hat fast die ganze Zeit am Tisch gefressen, gegen das Fenster zu, und ich habe ihr über die Umhänglein hinweg in die Augen sehen können, wenn sie manchmal für eine Weile vom Nähzeug aufsaß und am Licht vorbeistudierte. Einmal hat sie geweint. Das ist für mich kein Schleck gewesen; aber ich glaube, ich habe sie mit meinem lieben Gedanken wieder heiter machen können. Oh — es war sehr schön — und wenn ich auch das andere nachher in den Kauf nehmen mußte. Dem Karli dahinten will ich übrigens schon daran denken! Dem zahl' ich dann auch wieder einmal eine Halbe, wenn er mich anbohrt in der Bergstube.“

„Ist das alles?“ fragt Hannes Fryner nach einer Weile. „Und wegen dem habe ich das Licht auslöschen müssen?“

„Nein, es ist noch nicht ganz alles“, gibt Felix zu. „Weil ich jetzt gerade daran bin, will ich Euch noch etwas mehr erzählen. Ich will Euch zu wissen tun, warum ich damals in meinen jungen Jahren die große Dummheit gemacht habe. Das gehört eigentlich auch noch dazu, denn auch an jener Sache ist nur die Liebshaft schuld gewesen. Man wird mich deswegen nicht ganz verdammen können, eine Liebshaft hat doch schließlich jeder Mensch einmal gehabt; nur daß es bei mir vielleicht etwas länger anhält, als bei manchem andern. Ich bin nämlich noch nicht einmal ganz zwanzig Jahre alt gewesen, als mich der Fall angepackt hat. Ja, man kann wohl sagen: angepackt. Es ist von heute auf morgen schier wie eine plötzlich aufbrechende Helligkeit über mich gekommen. Ich habe mir an den Kopf greifen müssen: wo bist du denn bis jetzt mit deiner Vernunft gewesen? ... Noch heute mein' ich manchmal, es könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein: ich sehe ein Mädchen von Kind auf fast jeden Tag, in der Schule, auf dem Kirchweg, beim Heuen — und kann ein Stod bleiben, nach wie vor. Aber von einem gewissen Tage an ist der Zustand dann plötzlich da. Nein, ich weiß noch die Minute, ich könnte Euch noch die Stelle zeigen, wo die Liebshaft, gleichsam wie auf mich abgeschossen, ihr Wesen in mir begonnen hat. Wir sind uns zufällig vor dem Dorf begegnet, Pflegers Gertrude und ich, just wo der Fußweg nach dem Sorgentobel abzweigt. Ich hatte damals das Pfeifenrauchen angefangen, sie meinte, das stehe mir nicht besonders gut. Wie ich sie nun so recht ins Aug nehme, da muß ich innerlich vor Staunen erschrecken: bist du's oder bist du's nicht? ... Das Schönsein

ist wahrhaftig von einem Tag auf den andern wie ein Blumenhauch über sie gekommen, ich müßte denn vorher blind gewesen sein.

Sie merkt gleich, daß in mir irgendwo ein Knopf abgesprungen ist. „Du machst so lustige Augen“, sagt sie.

„Das glaub' ich wohl“, geb' ich zurück. „Wenn einer da nicht Augen machen müßte! Du bist ja einesmals schön geworden.“

Sie lächelt mich an. Das hätte sie nicht machen sollen, denn jetzt ist in meinem Gehirnkasten erst recht das unterste zu oberst gekommen. Und auch das hat sie merkwürdigerweise augenblicklich gewußt.

„Gefall' ich dir?“

Hat jemals, seitdem die Welt steht, ein junger Schnaufer, der noch kaum erst das zweitemal auf die Welt gekommen ist, auf so eine Frage Antwort geben müssen? Kein Wunder, daß der Bescheid auch darnach ausfiel:

„Ich würde dich am liebsten gleich morgen heiraten.“

Da wird sie doch ein bißchen rot. „Du bist noch ein Gelungener.“

„Also — — du weißt es jetzt.“

Sie muß ein wenig nebenaus gucken; aber so arg übelgenommen hat sie mir die Dreistigkeit gleichwohl nicht. Das lese ich jetzt aus ihren Augen heraus, als sie mich wieder ansieht. Freilich ist dann gleich darauf ein böser Schnee auf mein Wieslein gefallen: „Eure Sorgentobelvilla gefällt mir freilich nicht so besonders. Wo einem das Holz in die Stube hereinwächst.“

Da sage ich ihr ganz keck heraus: „Es gibt noch manche Villa auf der Welt. Ich will es schon zu einer rechten bringen.“ Wenn sie mir in diesem Augenblick befohlen hätte, ich solle über die hundert Fuß hohe Sorgenfluh hinauspringen, ich hätte es getan.

Drei Tage nachher bin ich von Hause fortgelaufen. Es hat mir jemand einen Spruch ins Ohr gesagt: „In der Stadt kann sich jeder aufs hohe Ross schwingen, wenn er sich das nur richtig in den Grind setzt.“

Item, ich hatte mehr Glück als Verstand, ich bekam ein gutes Pläcklein, und weil mir keine Arbeit zu viel war, hätte ich bald schönes Geld verdient. Nach Feierabend schnitzte ich nach meiner Gewohnheit Geißen, Röhre und Kälblein. Ein Ladenschwengel sagte zu mir: „Du, wenn ich so etwas könnte, würde ich mit 30 Jahren aus den Zinsen leben.“ Die Villa rückte mir im Geiste schon etwas näher. Aber schon in den ersten Tagen wühlte es wie Gift in mir: Könnte sich jetzt daheim nicht ein anderer an sie heran machen? Und du, Aff, bist zehn Stunden weit weg? Du hättest doch wenigstens ein Versprechen von ihr mitnehmen sollen. Oder noch besser: Du könntest dir die Villa daheim mit Schnitzen verdienen ...

Es heißt ja nicht umsonst: Wenn einem die Liebe und das Heimweh durcheinander geraten, dann fällt die Vernunft unter den Tisch. Nach zwei Wochen war ich wieder auf dem Berg, nicht etwa mit einer Pfeife im Mund, das erste, was ich durch meinen Bruder vernahm, war, daß ein Kaufmann von Schönau mit Pflegers Gertrude in Guldiswil ein Verhältnis angeknüpft habe. Ein Feiner mit Engländerhut und Stehkragen. Sie möge ihn zwar nicht, aber der

Vater sei dafür. Am nächsten Sonntag wolle er sich das Jawort holen.

Der arme Teufel, den ich dann in der Sonntagsnacht im Speerholz mit meiner verrückten Idee beinahe um den Verstand gebracht hätte, war nun freilich nicht der Krämer aus Schönau mit dem Stehkragen; mein Bruder hat von dieser Hochzeitergeschichte die Hälfte oder noch mehr aus Angst erfunden, weil er selber auch ein wenig in die Gertrud verschossen war.

Einem andern ist er freilich nicht auf die Schliche gekommen, und das ist der Urech Leu von der Wehranne gewesen: ungefähr um die gleiche Zeit, da ich mir mit meiner Kälberei den schönen Namen Mehlihuu erwarb, hat sich der mit Gertrude verlobt.

Es hat mir wohl auf den ersten Knall fast ein Loch in den Schädel geschlagen; aber die Liebshaft selber hat merkwürdigerweise nicht den geringsten Schaden genommen, ich habe sie von mir aus bis heute weiter betrieben, so gut das eben den Umständen nach möglich war. Der Gertrude habe ich ja nicht ein Lot nachtragen können, den Fehler hab' ich selber gemacht, damit, daß ich kein Versprechen von ihr mitnahm, als ich wegen der Villa auszog. Um alles bin ich also herumgekommen, nur um sie selber nicht. Bei einem, der sonst nicht viel zu studieren hat, bei dem ist halt so eine Sache gut aufgehoben. Um die Villa kümmerte ich mich keinen Deut mehr, und auch das Schnitzen war mir verleidet. Ich fand immerhin, es sei mit meinem Leben nicht so ganz übel bestellt, solange ich die, die nun einmal für mich geschaffen und von mir für immer erworben war, nur hin und wieder einmal von Herzen ansehen und so recht die Augen voll von ihr mitnehmen dürfte. Der Kirschaum neben der Wehranne und ich, wir zwei kannten uns schon lange, bevor ich bei Euch auf dem Heiletsboden landen konnte. Ich hätte ja auch einmal beim Urech Leu eintreten können, doch die Vernunft hat mir abgeraten. Es wäre mir da vielleicht zu heiß geworden. Und jetzt, nachdem Ihr soviel von mir wißt, werd' ich Euch kaum sagen müssen, daß ich an meiner Liebshaft festhalte und die Gertrud nicht zum letztenmal gesehen haben will. Drum werd' ich wohl besser anderswohin gehen, damit Ihr meiner wegen keine Geschichten mehr bekommt.“

„Ihr bleibt da, Felix“, sagt Hannes Frymer kurz, indem er dem Knechtlein die Hand drückt. „Von mir aus dürft Ihr schon morgen wieder einen Abstecher in Euer gelobtes Land machen; zwischen mir und dem Leu ist nichts mehr zu verderben.“

Drei Befehle auf dem Ueberschnn.

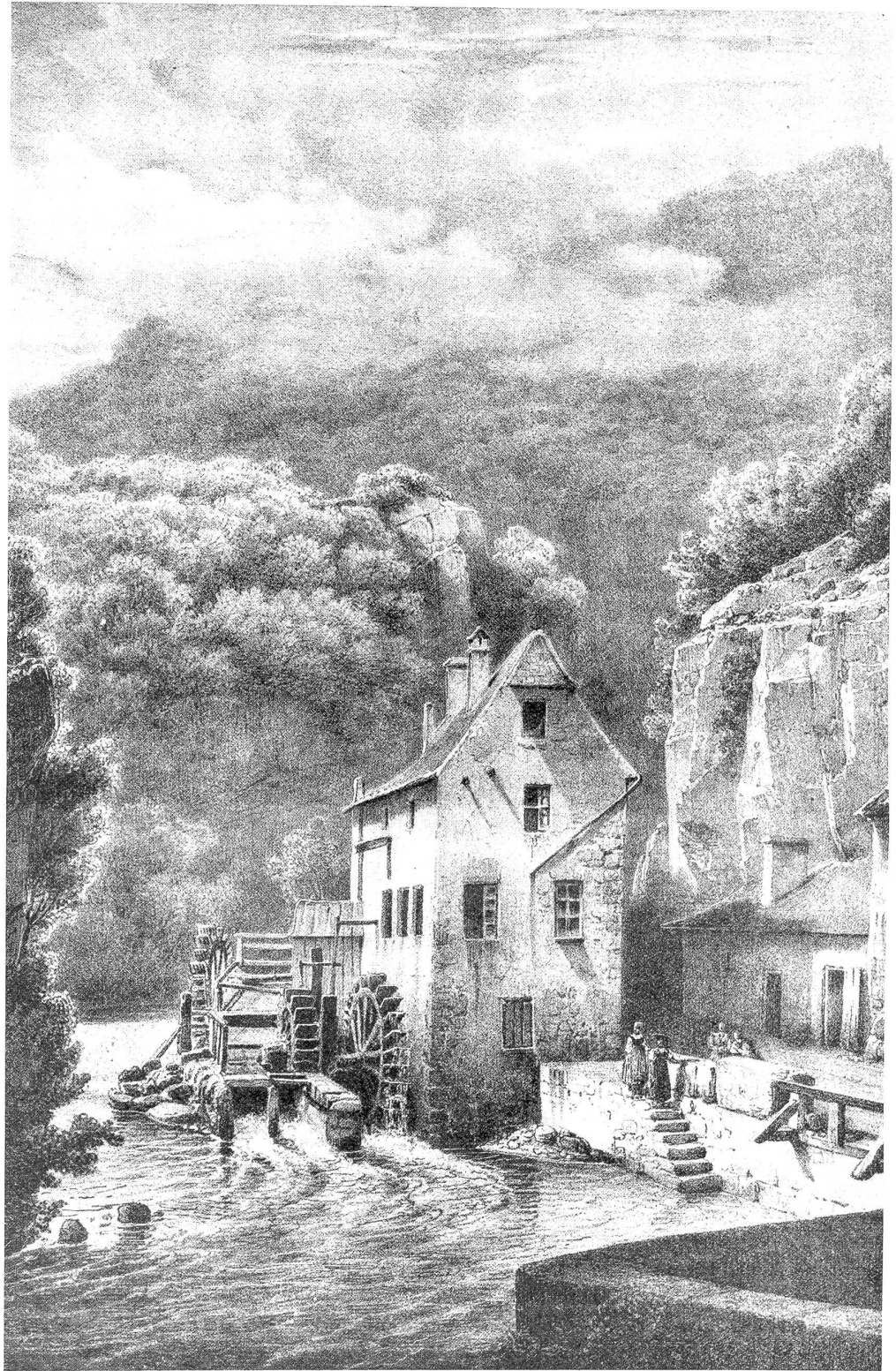
Das Königlein auf dem Ueberschnn hat seinzepter aus den Händen gelegt; es hat sein heruntergekommenes Heimwesen an den Wehranner verkauft, wenn man die zwangsweise Abtretung des Gütchens an den Hauptgläubiger einen Kauf nennen will. Es ging so vor dem Berglumpen her, heißt es auf dem Berg. Denn nachdem der gute Geist des Hauses, die Sophie, vor etwa Jahresfrist auf einer ihrer Hausierreisen leider beim Aussteigen aus einem fahrenden Bahnzug verunglückt war, konnte den Niedergang niemand mehr aufhalten.

Auch Hannes Frymer ist vom Zusammenbruch der Lotterwirtschaft keineswegs überrascht, wohl aber vom letzten

Verlauf der Angelegenheit. Die Tatsache, daß sein Besitz nun von demjenigen Urech Leus fast ganz eingeschlossen ist, läßt ihn schlaflose Nächte erleben. Seiner Frau gegenüber stellt er sich zwar so, als sei ihm die Sache durchaus gleichgültig; und auch Eva läßt ihrerseits nicht merken, wie sehr sie durch den unheimlichen Schachzug des Wehrtanners beunruhigt ist. So sprechen sie sich gegenseitig fleißig zu und jedes ahnt und weiß doch, was das andere denkt.

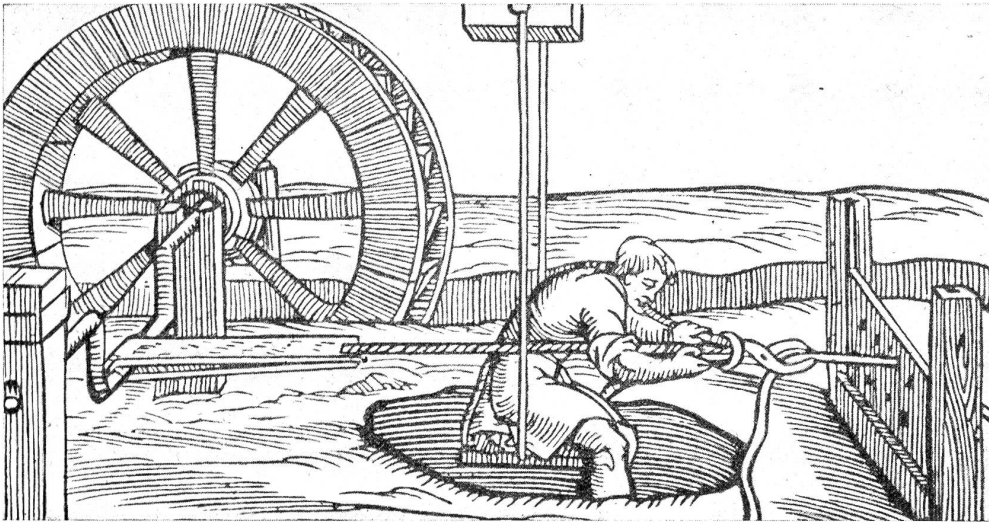
Das Königlein selber kann am Wirtstisch und auf der Straße nicht genug rühmen, wie es ihm jetzt wohl sei. „Der Bauer steckt halt doch bis unter die Arme hinauf in der Erde drin“, bringt er bei jeder Gelegenheit vor. „Er kann sich weder kehren noch heraustun, gleich wie ein angewachsener Baum auf seinem Platz stehen muß. Man muß schon einen richtigen Luff wagen, wie ich es jetzt gemacht habe. Es muß einer den Schädel ins Genick tun und weder rechts noch links sehen. Erst wenn man so wie neugeboren in die Welt hineinlaufen kann ohne ein Gewicht an den Beinen, erst dann hat der Mensch einen Begriff von sich selber. Man schnauft die Luft ein wie ein Füllen, und wenn man an den Schulden sack denkt, der jetzt irgendwo in einem Tobel liegt, kann sich sogar ein verknorrter Budelgreis wie ich erst recht als Herrlein und König fühlen. Für meine Buben brauch' ich keine Angst zu haben, ererbte Intelligenz ist besser als ererbtes Vermögen. Heut schafft man nicht mehr mit den Händen und mit den Beinen, heut schafft man mit der Intelligenz, für das andere sind die Maschinen da, die niemand mehr zurückerfinden kann. Der Gescheitere gibt nach, man stellt sich um.“

Auch die beiden Faulzenger Heich und Karli haben sich



Die Lochmühle bei Bözingen (gezeichnet von Villeneuve um 1820). Zum Aufsatz „300 Jahre Drahtindustrie“. S. 624.

umgestellt: von einer Stunde auf die andere ist eine ganz wütige Schaffsucht in sie gefahren, sie nehmen sich nicht einmal mehr zum Essen Zeit. Der Heich hat nämlich beim Bergraben einiger Hasenläufe im kleinen Vorgarten eine Blechbüchse zutagegebracht mit vier echten, richtiggehenden



Drahtzieher auf seiner Schaukel.

Goldstücken und einigen Fünffränkern darin. Der Zufall will es, daß Karli just zur ungeschicktesten Zeit dazukommt, und nun entspinnt sich zwischen den beiden augenblicklich ein krampfhafter Wettbewerb um die Gewinnung weiterer Schätze, die die geizige Schwester da oder dort dem verschwiegenen Erdreich anvertraut haben muß. Sie schlagen sich gegenseitig um Schaufel und Hacke, um Bidel und Karst. Nachdem der Garten bis in die letzte Ecke hinein aufgewühlt und verwüstet ist, kommt das verwahrloste Hausackerlein an die Reihe, und weil dieses richtig bald eine zweite, wenn auch bescheidenere Ausbeute hergibt, die wieder dem Heich in die Hände fällt, steigert sich die Gier der Schatzgräber derart, daß einer den andern von seinem Plaze wegzudrängen sucht oder direkt vor dessen Nase ein Loch aufbricht, wodurch das kleine Grundstück bald einem von Wildschweinen heimgesuchten Kartoffelfelde gleicht. Sie geraten zuletzt tödlich aneinander. Karli als der stärkere bringt den Heich unter sich und verlangt von ihm die Herausgabe wenigstens des kleineren Fundes, ansonst er ihm die jüngste Rehbodengeschichte ausbringe. Der Bedrängte kann sich endlich doch freimachen und nach dem Hause hinüber entspringen. Während Karli wie ein Verrückter auf dem Acker weitergräbt und dann wieder mit dem Bidel zuhaut, kommt dem findigen Heich ein neuer Einfall: Die Stöcke unterm Schopfdach! Hätte die Sophie ein geschickteres Versteck finden können, als diesen Haufen tannener Stöcke, um den die Brüder immer in einem weiten Bogen herumgingen, so daß das Holz nun schon seit zehn Jahren unaufgerüstet an seinem Plaze liegt. Richtig, er hat kaum drei oder vier Stück vom Haufen gerissen und auf die Seite gewälzt, so fällt ihm wieder ein Fund in die Hände. Diesmal ist es ein alter Strumpfsocken, nicht von großem Gewichte zwar, aber die paar Vögel darin sind gelb.

Heich findet es nun für geraten, nach dem Wald hinüber zu verduften, um seine vorläufige Beute zu zählen und in ein sicheres Versteck zu bringen. Als er wieder zurückkommt, hat Karli, der inzwischen Lunte gerochen hat, den ganzen Holzstoß auseinandergerissen. Nach seiner guten Laune zu schließen, ist die Arbeit nicht umsonst gewesen. So nebenbei hat er sich das Vergnügen gemacht, einen Teil

der Stöcke ins nahe Tobel hinabzufollern, von wo man sie vor Jahren mühsam zu dritt mit dem Zugseil heraufbefördert hat.

Ohne langes Hin- und Herraten werden jetzt Küche und Kammern, Keller und Estrich in Angriff genommen, und da die Brüder hierbei den Begriff der Zuverlässigkeit wieder nach ihrer Weise auslegen, widelt sich die Sache im Eiltempo ab: schon nach einer halben Stunde sind die Räume wie von Einbrechern ausgekehrt. Der Mißerfolg zeitigt zwar einige zweifelhafte Segenswünsche zuhanden der

mißgünstigen Erblasserin; doch wirkt er auf der andern Seite einigend auf die enttäuschten Glücksjäger. In schöner Eintracht beschließen sie, Garten und Hausacker in je zwei gleiche Teile zu trennen und diese zu verlosen, damit nachher jeder auf seinem Gebiet noch einmal gründlich Nachschau halten könne. Sie arbeiten im Schweiß ihres Angesichtes bis in den Abend hinein, wobei sich freilich ein allmähliges Erschlaffen und Eintrocknen des Eifers bemerkbar macht. Zwischen hinein wird wieder ein wenig über die Sophie geschimpft, die ihnen jetzt vielleicht vom Himmel herab beim Krüppeln zusehe und wahrscheinlich sogar ins Fäustchen lache. Sie schaffen und geifern noch, als das Königlein beim Zunachten im Weindusel aus dem Dorfe heimkommt. Es sieht den Müdingen eine geraume Weile zu und muß dabei nur immer den Kopf schütteln. Endlich vermag er seinem Staunen Ausdruck zu geben. „Nun wird wohl meinen Buben niemand nachtragen können, sie seien als faule Hunde vom Heimen weggegangen.“

(Fortsetzung folgt.)

300 Jahre Drahtindustrie.

Wo wir die Geschichte der schweizerischen Großindustrie nachschlagen, stoßen wir auf die erfreuliche Tatsache, daß weder die Kleinheit unseres Ländchens, noch sein Rohstoffmangel, noch die Ungunst der Zeitläufte der schweizerischen Unternehmungslust, Tatkraft und Zähigkeit unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen vermochten. Das Beispiel der Bözinger und Bieler Drahtindustrie zeigt dies besonders deutlich. Die Anfänge dieser Industrie liegen heute 300 Jahre zurück. Die Vereinigten Drahtwerke A.-G. Biel hat diese Tatsache in einer fein ausgestatteten Jubiläumsschrift feierlich dokumentiert. Wenn wir den von Prof. Dr. Fernand Schwab verfaßten Text des Buches aufmerksam durchgehen — es ist eine tiefeschürfende, wohlbelegte Geschichte der Drahtindustrie am Zurichhang — so erkennen wir, daß hier der Tatkraft und Zähigkeit der Unternehmer einige besonders günstige Umstände wegbereitend und hilfreich entgegengekommen sind.

Die Lochmühle bei Bözingen.

Da war es zunächst die glückliche Wahl des Standortes. Als im Jahre 1634 der Solothurner Stadtmedikus Doktor Scharandi sich beim Fürstbischof